



Foto: Stephan Borovitzky

### **Prof. Heinz Nußbaumer**

Heinz Nußbaumer wurde 1943 in Bad Reichenhall (Bayern) geboren. Seine Schul- und Studienzeit (Rechts- und Staatsphilosophie) verbrachte er in Salzburg, wo auch seine journalistische Laufbahn als Pressereferent des späteren Bundeskanzlers Dr. Josef Klaus und Redakteur der „Salzburger Volkszeitung“ begann.

1966 ging er nach Wien – und wurde für nahezu 25 Jahre Außenpolitiker (ab 1971 außenpolitischer Ressortchef) des „KURIER“ mit besonderer Spezialisierung auf den arabischen und islamischen Raum. 1989 wechselte er in die Wiener Hofburg und stand den Bundespräsidenten Kurt Waldheim und Thomas Klestil zehn Jahre lang als Leiter des Presse- und Informationsdienstes der Präsidentschaftskanzlei und Sprecher zur Seite.

Heute ist Heinz Nußbaumer u.a. Publizist und Vortragender sowie Herausgeber der „FURCHE“, Gastgeber im ORF-„philosophicum“ und Vorstandsvorsitzender des „SOS-Kinderdorfs Wienerwald“. Gemeinsam mit Annemarie Fenzl veröffentlichte er 2004 Kardinal Königs „Gedanken für ein erfülltes Leben“.

**Anschrift** Prof. Heinz Nußbaumer  
Waldgasse 20  
2371 Hinterbrühl  
Österreich

## „Aus dem Stegreif? Das Geheimnisvolle an Ghostwritern“

Vortrag bei den „XI. Wachauer Journalistentagen“ im Juni 2004 in Dürnstein

Dass ich mir mein heutiges Thema nicht selbst ausgesucht habe, liegt auf der Hand. Es entspringt der bekannten „Heimtücke“ meines Freundes Prof. Gerald Freihofner – und seiner überraschend naiven Hoffnung, ich würde hier aus eigenen oder fremden Nähkästchen plaudern.

Das ist natürlich ganz und gar undenkbar – „Ghostwriter“ sind, wie schon ihr schöner deutscher Name sagt, gänzlich unbekannte, unnahbare Wesen von einer fast unüberbietbaren Diskretion. Sie sind Wesen ohne sichtbare Identität; Wesen, die man in vielerlei Maskierungen vermuten und bei ungezählten Gelegenheiten hören oder lesen kann – in Reden, Büchern und Predigten, bei Staatsakten und internationalen Konferenzen, bei Begräbnissen und Geburtstagsfeiern. Ständig bedienen sie sich anderer, immer aber prominenter Körper: bei Festspieleröffnungen oder Landwirtschaftsmessen etwa, bei Silvester- oder Nationalfeiertags-Ansprachen, vor tausenden Pilgern, vor salutierenden Jungsoldaten oder verdienten Künstlern, vor durchreisenden Staatsmännern, siegreichen Sportlern und gerührten Behinderten.

Ich erwähne das, um deutlich zu machen, wie wenig ich persönlich zu diesem delikaten Thema beitragen kann. Ich habe mir deshalb – um Sie nicht ganz zu enttäuschen –, meine heutigen Ausführungen von einem Ghostwriter entwerfen lassen, dessen Anonymität gewahrt bleiben muss. Wie beim Abspann mancher Filme erkläre ich also schon im Vorspann meiner folgenden Ausführungen: „Jede von Ihnen vermutete Ähnlichkeit mit lebenden oder toten österreichischen Persönlichkeiten ist – sofern nicht ausdrücklich und namentlich darauf verwiesen wird – nicht beabsichtigt und rein zufällig“.

Es gehört mit zum Berufsbild – und Berufsleid – des „Ghostwriters“ – und hier sind wir schon mitten im Thema –, dass er mit diesem fast vollständigen Verzicht auf öffentliche Selbstbestätigung leben muss, obwohl seine „Ware“ ja Tag für Tag im Licht der Öffentlichkeit verkauft und auch diskutiert wird. Dieser Verzicht ist nicht nur Geschäftsgrundlage, sondern auch existentielle Voraussetzung für sein berufliches Überleben. Kaum eine andere Dienstleistung in unserem Alltag lebt so sehr aus der Selbstverleugnung heraus wie diese.

*„Ghostwriter“ sind gänzlich unbekannte Wesen*

*Anonymität muss gewahrt bleiben*

*Verzicht auf öffentliche Selbstbestätigung*

**Eine gutgemeinte  
öffentliche Ehrung**

Ich erinnere mich noch mit Schaudern an die sicher gutgemeinte öffentliche Ehrung eines vielbeschäftigten „Ghostwriters“, dessen Dienste jahrelang im Dunstkreis des Ballhausplatzes in Anspruch genommen wurden. Der damalige Laudator schwitzte Blut, um die Verdienste des Geehrten möglichst diskret und doch halbwegs wahrhaftig zu umschreiben – und tat es schließlich mit den grenzgenialen Worten: „Der heute Auszuzeichnende hat dem österreichischen Bundesadler zehn lange Jahre die Feder geführt“.

Nun aber öffnen wir endlich die Türe, die uns einen kurzen Blick in die Werkstatt, in die Arbeit und den Geschäftserfolg des Ghostwriters ermöglicht.

**Formulierkünste  
und Sachverstand**

Ob und wie viel von seiner Arbeit tatsächlich das Licht der Öffentlichkeit erblickt, hängt zunächst natürlich von seinen Formulierkünsten, seinem Sachverstand und seiner Begabung ab, dem richtigen Zeitpunkt auch das richtige Wort zuzuordnen.

**Modulationsfähigkeit  
der Sprache**

Wichtiger noch scheint mir aber seine Fähigkeit zu sein, sich in die Gedanken, die jeweiligen Möglichkeiten und Grenzen seines Auftraggebers, sich öffentlich zu äußern, hineinzuversetzen. Das ist politisch wie menschlich heikel. Es erfordert nicht nur Kenntnis der politischen Vorgänge und der medialen Mechanismen – es verlangt auch eine Modulationsfähigkeit der Sprache, um Botschaften in jener Tonalität und Emotionalität zu formulieren, die dem jeweiligen Funktionsträger entspricht – und die öffentlich als authentisch geglaubt wird. Ich erinnere mich an einen Ghostwriter, der zwei aufeinanderfolgenden höchsten Staatsfunktionären diente – und der seinen Sprachschatz beim Chef-Wechsel völlig verändern musste: Was er beim einen an Emotionalität zulegen musste, um halbwegs „über die Rampe“ zu kommen, wirkte beim anderen zu gefühlsbetont, ja fast weinerlich.

**Letztlich entscheidet  
das persönliche  
Vertrauensverhältnis**

Letztlich entscheidet das persönliche Vertrauensverhältnis zwischen Redner und Schreiber über den längerfristigen Erfolg: den Erfolg des Ghostwriters – und natürlich den des Mandatsträgers, dem er sein literarisches und intellektuelles Gebrauchshandwerk zur Verfügung stellt.

Sind beide zu einer partnerschaftlichen Beziehung gelangt und ist die Eitelkeit des Amtsinhabers nur unterdurchschnittlich ausgeprägt, dann kann es sogar zu Szenen kommen, bei denen der jeweilige Politiker – oder Wirtschaftsboss oder Kirchenführer – nach seinem Referat ohne Rücksicht auf Ohrenzeugen auf den Verfasser seiner Gedanken zugeht und ungeniert sagt: „Danke, das war heute wirklich gut – ich hoffe, Du freust Dich mit mir über den Applaus“.

**Eine rare  
Ausnahme**

Aber das ist natürlich die rare Ausnahme – und muss es wohl auch bleiben. Denn soviel Ehrlichkeit ist mit einem beträchtlichen politischen Risiko verbunden: Mancher Zuhörer mag sich nämlich argwöhnisch fragen, was von der eben gehörten Rede ernst gemeint war, da es doch ganz offensichtlich nicht aus der persönli-

chen Überzeugung und Emotionalität des Redners heraus gewachsen ist.

Öffentliche Amtsträger, die sich – meist in Zeit- und oft auch in Gedankennot – eines „ghostwriters“ bedienen, tun also gut daran, das öffentliche Gesehenwerden mit ihren Schreibern – jedenfalls unmittelbar nach ihren Auftritten – eher zu meiden und ihre Dankbarkeit oder Kritik – je nach öffentlicher Reaktion – später unter vier Augen kundzutun.

*Das öffentliche  
Gesehenwerden mit  
den Schreibern*

Es gibt aber auch weit schwierigere Kunden für Ghostwriter: Jene hochgestellten Persönlichkeiten nämlich, die sich zwar sehr darum sorgen, in der täglichen Rede-Konkurrenz mit anderen Spitzenfunktionären der Republik als Männer des Geistes und der geschliffenen Rede zu gelten. Die aber die daraus entstehende symbiotische Abhängigkeit von ihrem Ghostwriter mit wachsender Aggression aufladen.

Hier kann sogar der paradoxe Fall eintreten, dass die Abneigung in dem Maß zunimmt, in dem auch der Redeerfolg des öffentlichen Würdenträgers wächst. Kein unbekanntes Phänomen übrigens: Wir alle neigen ja dazu, jenen Menschen, denen wir Geld schuldig sind, aus schlechtem Gewissen unsere Sympathie und Dankbarkeit zu verweigern. Schuldner lieben ihre Gläubiger nicht. Dieses Verhältnis kann sich mit der Höhe des geborgten Betrags bis zur offenen Feindschaft steigern. Geliehener Geist und geliehenes Wort sind jedenfalls kein weniger dorniges Feld als geliehener Geld.

*Schuldner lieben  
ihre Gläubiger nicht*

Dieses von geistiger Abhängigkeit genährte Spannungsverhältnis – ein Wechselbad von äußerlichen Komplimenten und innerem Widerwillen – gilt im übrigen nicht nur für den öffentlichen Würdenträger selbst. Bisweilen schlägt dem Ghostwriter auch aus dem privaten Umfeld des Amtsträgers demonstrative Kälte entgegen. Einem besonders unersetzlich scheinenden Schreiber trat die Ehefrau seines Kunden einmal mit dem bitteren Wort entgegen: „Ich mag Sie nicht – Sie haben meinen Mann zum Papagei gemacht“. Dass der zum „Papagei“ degradierte Ehemann bestenfalls ein „Spatz“ geblieben wäre, hätte er selbst zur Feder gegriffen – das wollte und durfte der attackierte Schreiber besser nicht entgegenhalten.

*Ein von geistiger  
Abhängigkeit  
genährtes  
Spannungsverhältnis*

Unter diesen heiklen Vorzeichen gehört es für den Ghostwriter zu den gefährlichsten Momenten, wenn ihn irgendwelche Medien – arglos oder hinterlistig – öffentlich als Schreib- und Denkgehilfe einer bestimmten Persönlichkeit enttarnen. Dann ist Feuer am Dach und Wasser im Keller. Mandatsträger, die sich um ihr Ansehen sorgen, können – um es in der nicht ganz falschen Theatersprache auszudrücken – zwar die Existenz eines „Beleuchters“ und eines „Souffleurs“ akzeptieren, aber niemals die eines geheimen „Drehbuchschreibers“.

*Öffentliche Enttarnung  
als Schreib- und  
Denkgehilfe*

Ich erinnere mich noch gut an eine peinliche Szene: Der Chefredakteur einer Wiener Tageszeitung rief – am Ende eines großen

*Am Ende eines  
österreichischen  
Kulturreignisses...*

österreichischen Kulturreignisses – einem ihm persönlich bekannten Ghostwriter gedankenlos zu: „Also dann – bis zur Festspieleröffnung in X – und schreib’ inzwischen wieder eine so schöne Rede“, Leider hörte der Politiker mit, in dessen Diensten der Ghostwriter stand. Prompt war der Teufel los. Der betroffene Schreiber fühlte sich zwar völlig schuldlos, wurde aber von seinem Dienstherren mit tagelangem Liebesentzug bestraft.

*Eine erstaunlich  
gute Rede*

Noch schlimmer war, als bei einem anderen Hochamt österreichischer Kultur ein bisher rhetorisch eher unterbemitteltes (oder von mäßig begabten Ghostwritern umgebenes) Regierungsmitglied plötzlich eine erstaunlich gute Rede hielt. Überrascht und verärgert drehte sich der im Programm nächste Groß-Redner – ein damals noch erfolgsgewohnter Spitzenmann – zu seinem Schreiber um und zischelte: „Schreibst Du jetzt auch für den?“

*Das brisante Thema  
der Doppelarbeit*

Wir kommen hier zu einem besonders brisanten Thema – dem der Doppelarbeit.

Es soll, so heißt es, manche Jahreswende gegeben haben, an der die goldenen Gedanken gleich mehrerer hintereinander im Fernsehen auftretender Staats- und Kirchenfunktionäre aus ein und derselben Feder stammten. Hier stößt – falls die Erzählungen stimmen – die Funktion des Ghostwriters in medizinische, psychologische Grenzbereiche vor. Denn die Frage, aus welcher inneren Zerrissenheit der Leihschreiber den verschiedenen staatlichen und kirchlichen Festrednern sein „Ich“ leiht, kann nicht einfach beiseite geschoben werden.

*Es erfordert eine  
stabile und demütige  
Identität*

Man stelle sich die seltsame Gefühlslage vor: Der Ghostwriter sitzt zuhause vor dem TV-Schirm und erlebt seine eigenen Worte und Gedanken aus unterschiedlichen – vielleicht sogar weltanschaulich unterschiedlichen – Mündern sprudeln; jeweils mit einem starken „Ich“ versehen, das aber – zumindest öffentlich – nie das seine sein darf. Als Zuhörer regelmäßig die eigene Ware aus fremdem Mund zu hören, das erfordert – selbst dann, wenn es nur immer ein und derselbe fremde Mund ist – auf Dauer eine stabile und demütige Identität.

Das gilt umso mehr, wenn diese Ware und ihr Verkäufer – der Prominente also – im Anschluss an sein Referat im gesellschaftlichen Smalltalk oder gar in den Medien lobende Zustimmung findet. Aber hier hilft dem Ghostwriter nichts: Die „Ware“ ist verkauft, eine Rückholaktion in das eigene Selbstbewusstsein unmöglich.

*Belastungsprobe für  
das Verhältnis  
zwischen Redner  
und Schreiber*

Natürlich besteht immer auch die Gefahr, dass „Leihgedanken“ den Redner ins öffentliche Sperrfeuer bringen – was unweigerlich eine Belastungsprobe für das Verhältnis zwischen Redner und Schreiber bedeutet. Denn der Mandatar wird versuchen, seinen Leihdenker zumindest intern mit in die Verantwortung zu ziehen. In solchen Situationen ist der Ghostwriter erfahrungsgemäß eher schlecht beraten, wenn er stur darauf beharrt, dass der Mandats-träger das Manuskript doch vor dem Auftritt zumindest einmal gelesen hat – und alles hätte ändern können.

Doch noch einmal zurück zu der eher seltenen und besonders krisenanfälligen Spielform jenes Ghostwriters, der – aus welchen Gründen immer – gleichzeitig mehrere Kunden zu bedienen hat. Der Wahrheit zuliebe – und aus der Mitte meiner eigenen Erfahrung – möchte ich die Ghostwriter ausdrücklich in Schutz nehmen: Ich kenne keinen, der freiwillig und spielerisch – so wie in Arthur Schnitzlers „Fink und Fliederbusch“ – das Risiko auf sich nimmt, unter zwei Pseudonymen gegeneinander zu polemisieren und dabei die eigene Überzeugung wie die Socken zu wechseln.

*Das gleichzeitige  
Bedienen mehrerer  
Kunden*

Nein, Ehrlosigkeit ist nicht die Sache der Ghostwriter. Bei allem theoretischen Talent, notfalls Dieses und auch das Gegenteil rhetorisch geschmeidig begründen zu können, hat ihre charakterliche Elastizität im Regelfall klare Grenzen. Ich kenne nur einen einzigen aus dieser Zunft, der im Lauf seines beschwerlichen Berufslebens auch über parteipolitische Grenzen hinweg zu liefern hatte – nicht zeitgleich und nicht auf denselben thematischen Spielflächen. Aber selbst bei ihm galt eine Grunderfahrung, die mir wichtig scheint: Die Produkte von angesehenen Ghostwritern entsprechen im Regelfall weit mehr ihren eigenen Überlegungen und Überzeugungen als jenen ihrer Kunden.

*Die charakterliche  
Elastizität hat  
klare Grenzen*

Ein stabiles Vertrauensverhältnis zwischen Redner und Schreiber vorausgesetzt, ist es doch eher so, dass der Leihschreiber seinen Auftraggeber von der Sinnhaftigkeit und Wichtigkeit der eigenen Gedanken und Worte zu überzeugen versucht – und sich dabei in der Mehrzahl der Fälle auch durchsetzt. Dies setzt aber die Sicherheit des jeweiligen Amtsträgers voraus, dass sein stiller Helfer nicht nur halbwegs intelligent und sprachgewandt, sondern auch ein Gesinnungsgenosse und jedenfalls kein Agent der Gegenseite ist.

*Sinnhaftigkeit  
und Wichtigkeit der  
eigenen Gedanken  
des Leihschreibers*

Die Doppelarbeit – gar für ein und denselben Anlass – ergibt sich nur in ganz seltenen Fällen. Meistens nicht auf Wunsch des Ghostwriters, sondern unter dem Zwang der Ereignisse. Zwei Beispiele sollen hier erwähnt sein. Zur Verdeutlichung nenne ich – weil beide Ereignisse weit zurückliegen und fast alle Beteiligten nicht mehr leben – ausnahmsweise Ross und Reiter, also Schreiber und Kunden. Das Ross war ich, die Reiter Bruno Kreisky und der Ägypter Anwar Sadat. Ein „offizieller Regierungsbesuch“ hatte uns zum festlichen Diner im etwas abgewohnten Kubbeh-Palast in Kairo zusammengeführt. Mit der nahostpolitischen Tischrede des Kanzlers hatte ich bereits in gewisser Weise zu tun gehabt. Sagen wir es so: Ich kannte den Text schon, ehe sich der Kanzler zur festlichen Wortspende erheben sollte. Aber noch während beim Staatsdiner die Suppe serviert wurde, winkte mich Sadat, den ich von anderen Kontakten kannte, über die lange Tafel hinweg zu sich.

*Doppelarbeit für ein  
und denselben  
Anlass*

Von manchen Medienkollegen ratlos beobachtet, flüsterte mir der Held des Oktoberkriegs 1973 zu, er habe doch im Zweiten Weltkrieg, in britischer Militärhaft, ein wenig Deutsch gelernt und wolle seinem Gast aus Österreich jetzt eine besondere Freude ma-

*Ein paar herzliche,  
rühmende Sätze*

chen. Ob ich, fragte Sadat in einer Form, die keine Widerrede zuließ, ob ich nicht zumindest ein paar sehr herzliche, sehr rühmende Sätze für Kreisky in Deutsch komponieren könnte – jetzt sofort und auf der Stelle.

*Sadats „prophetische“  
Worte*

Kaum eine Minute später fand ich mich hinter Schwingtüren in einem Raum, in dem nachtschwarze nubische Diener die Speiseplatten bis zum nächsten Kommando ihres Oberspeisemeisters zwischenlagerten. An einer unbenützten Tischkante, zwischen klapperndem Geschirr und herrischen Befehlen, entwarf ich dann unter höchstem Zeitdruck jene wohltuend-herzlichen Sätze, beginnend mit einem „Sehr geehrter Herr Bundeskanzler, lieber Freund“, mit dem Sadat bald darauf mit gutturaler, orientalisch verfremdeter Stimme den Kanzler und seine Delegation erfreute. Die Worte Sadats waren in gewisser Weise prophetisch, weil sie auf geheimnisvolle Weise bereits vorausahnten, was Bruno Kreisky in seiner Antwort zum Thema machen würde – und so harmonisch zusammenpassten wie Knoblauch und Koriander im Festmenü.

*Eine ganz  
außergewöhnliche  
Geste*

Was Sadat an jenem Abend (an all seinen diplomatischen Kontrollinstanzen vorbei) über den Stand der ägyptisch-österreichischen Freundschaft sagte und was Kreisky antwortete, das half damals den bilateralen Beziehungen mächtig auf die Beine. Unvergesslich die Freude des Kanzlers, der das Geflüster während der Suppe wegen eigener Tischgespräche nicht beobachtet hatte. Am Heimflug erklärte er den mitreisenden Journalisten, wie sehr die ungewöhnlich herzlichen Worte Sadats selbst von geeichten Diplomaten als eine ganz außergewöhnliche Geste der persönlichen und zwischenstaatlichen Freundschaft gedeutet würden. Als Zeichen der Huld hatte ich übrigens noch am selben Abend einen versilberten Brieföffner mit graviertem Autogramm Sadats erhalten – ich habe ihn jedenfalls als Brieföffner und nicht als Gerätschaft für den nun von mir erwarteten rituellen Selbstmord gedeutet.

Eine zweite persönliche Erfahrung habe ich Ihnen versprochen – und sie merken vermutlich, wie gezielt ich mich aus Angst vor Konkretem und vor meinen zehn Hofburgjahren in die Vergangenheit und ins Anekdotische flüchte.

*Ende 1979: eine  
außenpolitische  
Serie im Kurier*

25 Jahre sind vergangen seit ich mich – Ende 1979 – in meiner damaligen Tageszeitung, dem KURIER, zu einer außenpolitischen Serie – einem großen Rückblick auf die 70erjahre – entschlossen hatte. Fünf prominente Akteure sollten darin ihre persönliche Sicht darlegen: der damalige UNO-Generalsekretär Kurt Waldheim über die Entkolonisierung und die Entwicklung des Nord-Süd-Konflikts. Der damalige deutsche Versöhnungskanzler Willy Brandt über seine Ostpolitik. Der frühere – und damals frisch exilierte – kambodschanische König Sihanouk über die asiatische Tragödie. Der damalige Wiener Erzbischof, Kardinal König über das Jahrzehnt der drei Päpste – und der damalige Studentenfürher Rudi Dutschke über den langen Marsch der 68er-Generation durch die Institutionen.

Ich habe mit allen verhandelt – manchen kannte ich bereits, manchen lernte ich dadurch kennen – und am Ende entschieden vier der fünf, dass ich ihren Beitrag – der Einfachheit halber und wegen ihrer argen Zeitnot – ruhig gleich selbst unter ihrem Namen schreiben könnte. Zwei wollten „ihren“ Artikel noch vor Drucklegung lesen, zwei andere vertrauten blind. Der fünfte – Rudi Dutschke, entschied sich nach mehrwöchigen Telefonaten, selbst zur Feder zu greifen – und ertrank am Spätnachmittag des 24. Dezember 1979 unmittelbar vor der letzten Korrektur seines Manuskriptes bei einem epileptischen Anfall in der Badewanne.

*Vier von fünf Beiträgen von einem Autor*

Gerade der tragische Schluss dieser Geschichte macht es mir leichter, jetzt dem Grundton meiner Ausführungen ein wenig dunklere Farben beizumischen. Ich möchte zum Abschluss noch zwei Erfahrungen von mir bekannten „Ghostwritern“ mit Ihnen teilen, die zeigen, wie sehr dieses Arbeitsfeld seine Beschäftigten bis an die Grenzen der intellektuellen und nervlichen Belastbarkeit fordern kann.

*Grenzen der intellektuellen und nervlichen Belastbarkeit*

Da wir nun wieder näher an die Gegenwart heranreichen, breite ich erneut den Schleier der Anonymität über die Szenerie.

Beispiel 1: Der Vertreter des Heiligen Stuhls in einer europäischen Hauptstadt hatte einen bekannten Leihstreiber christlicher Prägung zum vertraulichen Mittagessen geladen – und ihn nach dem Kaffee gebeten, doch noch ein wenig dazubleiben. Nun muss man wissen, dass in eben dieser Stadt der damalige Oberhirte arg im Geruch der Pädophilie stand, sich aber standhaft weigerte, ein befreiendes Wort dazu zu sagen. Der Delegat aus Rom senkte in dieser Mittagsstunde die Stimme bis nahe an die Unhörbarkeit, als er den Ghostwriter bat, für den widerspenstigen Oberhirten eine klärende Stellungnahme zu entwerfen – zur Veröffentlichung in einem kleinformatigen Massenblatt.

*Entwurf einer klärenden Stellungnahme*

Bei aller anerzogenen Diskretion wollte der Streiber nun doch von seinem Gastgeber wissen, ob denn die peinlichen Anschuldigungen einen wahren Kern hätten oder nicht. Nur so könne er die richtigen Worte aus dem Formulierungs- Zauberkoffer holen. Unter Einsatz allen Mutes fragte er also: „Exzellenz, soll ich eine Vergebungsbittentwurf entwerfen – oder ein Dementi?“ Ganz ruhig antwortete ihm da der Mann aus der ewigen Stadt: „Ach, schreiben Sie einmal ganz ohne Belastung durch die Fakten – über die wollen wir ja ohnedies nicht reden! Schreiben Sie einfach einen schönen Text!“ Offen gestanden, die Aufgabe war schwierig – und wie sich später erwies, auch überflüssig. Denn der betroffene Oberhirte blieb schweigsam – und der Ghostwriter hatte sich bei dieser Aufgabe für nichts als den Gotteslohn nur ein paar graue Barthare mehr erwirtschaftet.

*Peinliche Anschuldigungen*

*Eine schwierige Aufgabe*

Das zweite und für heute letzte Beispiel beleuchtet die mit dieser Tätigkeit verbundenen nervlichen Belastungen. Ein sehr hoher Spitzenfunktionär war bereits im Wahlkampf in nationale und internationale Turbulenzen geraten – und hatte nach seinem Sieg nicht nur die Medien gegen sich, sondern auch in seinem Amt eine teilweise feindselige Bürokratie, die über Jahrzehnte hinweg

*Nationale und internationale Turbulenzen*



*Jede Rede war  
einem SpeiBruten-  
lauf ähnlich*

eine andere Parteifarbe gewohnt war. Jeder öffentliche Auftritt, jede Rede, war einem SpeiBrutenlauf ähnlich – und die Worte mussten deshalb besonders wohlherwogen werden.

*Ein anderer  
Würdenträger hielt  
seine Rede*

Für einen dieser Auftritte hatte ihm sein Ghostwriter einen, wie es schien, besonders berührenden Text vorbereitet. Mit einem guten Vorgefühl eilte der Spitzenfunktionär dem Festakt entgegen und ließ gelassen die Vorredner über sich ergehen – bis ihm plötzlich alle Farbe aus dem Gesicht entwich. Denn ein anderer hoher Würdenträger anderen Couleurs hielt soeben wörtlich seine Rede. Wort für Wort. Der Redenschreiber hinter ihm war dem Infarkt nahe – und ahnte bald die Zusammenhänge: Auf kurzem Weg – von Büro zu Büro, von Parteigegner zu Parteigegner – war die von ihm vorbereitete Rede in fremde Hände und in ein fremdes Amt geschmuggelt worden, um den ungeliebten Wahlsieger, der nun ohne Redetext dastand, öffentlich bloßzustellen.

*Rede aus dem  
Stegreif*

Allerdings: In Stunden wie diesen erleidet das Gefühl des Ghostwriters, letztlich unersetzlich zu sein, bisweilen einen herben Dämpfer: Denn selten zuvor und selten nachher war der hohe Spitzenfunktionär, dem er diente, rhetorisch so überzeugend wie bei dieser Rede. Aus dem Stegreif.

Meine Damen und Herren, ich hoffe, dass es mir mit meinen Ausführungen gelungen ist, Ihre Hoffnungen auf bestimmte Schlüssel-Einblicke sosehr zu enttäuschen, dass dieses heikle Thema des Ghostwriters nie wieder bei so ernsthaften Mediensymposien wie diesem ins Licht der Öffentlichkeit gezerrt wird.